



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

anders als dein Vater. Spanne alle Kräfte an, um vorwärts zu kommen. Du bist klug und hast alles, was zu einem Offizier gehört; du mußt General werden, wenn du einigermaßen Glück hast.

Es ist auch wahr, sagte Alfons. Ich glaube auch, daß es unklug ist, seinen Beruf zu wechseln. Aber kannst du wirklich das Geld schaffen?

Ich bekomme es vom Onkel Balduin oder Lovendal. Einer von den beiden muß es mir auf jeden Fall geben. Denke nur nicht an Abschiednehmen, mein Sohn, hörst du?

Ich verspreche es dir, Mutter, sagte er und küßte sie.

O Chepa, dachte er, jetzt schöpfe ich neuen Mut!

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Geschichte der Völkerwanderung von Eduard von Wietersheim. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von Felig Dahn. Zweiter Band. Mit Sachregister und Literaturübersicht. Leipzig, T. O. Weigel, 1881.

Es ist gewiß als eine höchst undankbare Aufgabe zu betrachten, ein älteres und in vielen Stücken veraltetes Buch so umzuarbeiten, daß es den Ansprüchen der heutigen Wissenschaft allenthalben wieder genügt. Doppelt schwierig wird diese Aufgabe, wenn von dem neuen Herausgeber verlangt wird, daß er im großen und ganzen an dem Stoffe wie an der Auffassung des ursprünglichen Werkes nichts Erhebliches ändere.

Wir haben schon bei Besprechung des ersten Bandes der wieder aufgelegten Geschichte der Völkerwanderung von Wietersheim bei allen Vorzügen, welche das Buch erhalten hat, doch auch auf mancherlei Mängel hinweisen müssen. Was uns schon beim ersten Bande mißfiel, tritt uns im zweiten noch störender entgegen: der Mangel an bestimmten Grundsätzen, nach denen die Überarbeitung hätte vorgenommen werden sollen.

Der neue Herausgeber streicht das Kapitel über Ostasien und seine Völker, zu welchem Wietersheim bei der Untersuchung über das Herkommen der Hunnen geführt wurde, und ersetzt ein anderes Kapitel, in welchem Wietersheim darlegt, daß die Germanen von der Vorsehung dazu bestimmt gewesen seien, das Christentum anzunehmen und zur Herrschaft zu bringen, durch einen Abschnitt, welcher ausführt, wie die Germanen, in der Wahl zwischen der Taufe oder den Hunnen, das Christentum annahmen wie „Wörter, Geräte, Institutionen.“ Viele andere Kapitel haben erhebliche Änderungen, namentlich Streichungen erfahren müssen, manche kritische Betrachtung ist aus dem Text in die Anmerkung verwiesen, mancher Satz ist abgerundet worden. Während aber Dahn auf der einen Seite zum Vorteil der neuen Ausgabe so frei mit dem alten Stoffe schaltet, zeigt er sich an andern Stellen äußerst konservativ und begnügt sich nur mit Glossirung des alten Textes. Wie unausföhrlich dadurch das Buch wird, wollen wir an einem beliebig gewählten Beispiel zeigen. S. 108 heißt es: „Die Wanderung und Eroberung war (auf kurze Zeit D.) zu (einer Art von D.) Stillstand gelangt. Das Barbarentum, das bisher

in der Raubfahrt (und Überflutung Leben D.) Ruhm und Erwerb gesucht hatte, begann der Zivilisation zu weichen. Der Anbau des eroberten Landes (— denn bis an den Rhein und Donau und teilweise über diese waren sie gedrungen — D.), der Genuß der erbeuteten Schätze, der Verdienst (durch römische Jahrgelder, Getreidelieferungen D.), die durch dies alles gewährte Fähigkeit, weitere Bedürfnisse im Wege des Handels zu befriedigen (vor allem aber der bedeutend erweiterte Landbesitz D.) genügten (hier und dort eine Weile D.)" . . . Wer kann so etwas ohne Mißbehagen lesen? Konnte sich der Verfasser hier nicht ebensogut wie an andern Stellen zu einer Überarbeitung entschließen?

Ebenjowenig können wir es billigen, wenn sich Dahn damit begnügt, hinter die Meinung Wietersheims ein Fragezeichen zu setzen oder im Gegensatz zu seinem Vorgänger auf seine in den „Königen der Germanen“ gegebene Darstellung zu verweisen. Wir verlangen von jedem Buche, daß die Untersuchung zu einem *liquet* oder *non liquet* geführt werde, wenn es wissenschaftliche Bedeutung haben soll. Was soll uns das Fragezeichen? Und mit wie leichter Mühe hätte Dahn manches Fragezeichen überflüssig machen, manche Stelle bessern können. Es gilt dies namentlich von den Übersetzungen, welche Wietersheim aus den Quellen bringt.

Bei Beschreibung der Schlacht von Adrianopel z. B. erzählt Wietersheim nach Ammian (S. 44), daß die Römer durch Durst und Hitze gelitten hätten, und fährt dann fort: „Zur Vermehrung letzterer (?? D.) hatte Frätigern weit umher noch Holzstöcke und andre Zündstoffe aufgehäuft, die nunmehr angezündet wurden.“ Wietersheim hat hier seine Quelle entschieden mißverstanden. Warum wird dies also von Dahn nicht einfach berichtigt? Soll der Leser etwa den Ammian selbst zur Hand nehmen? Noch deutlicher ist ein andres Beispiel, Wietersheims Bericht über die berühmte Gesandtschaft des Maximinus an den Hof Attilas. Der Bericht des Priskus über jene Gesandtschaft ist von Wietersheim nicht neu übersetzt worden. Er hat ihn vielmehr, wie die Vergleichung lehrt, der Burckhardt'schen Übersetzung von Thierrys „König Attila und seine Zeit“ (Leipzig, 1855) zum großen Teil wörtlich entlehnt. Dabei hat Wietersheim (S. 229) aus dem „hölzernen“ Stuhl, auf welchem Attila sitzt, in der Eile einen „höheren“ Stuhl gemacht. Dahn hat es ruhig dabei gelassen. Auch die Beschreibung des Gelages bei Attila hat Wietersheim der Burckhardt'schen Übersetzung Thierrys entnommen, obwohl ein Blick in Priskus' Fragmente ihn hätte belehren müssen, daß Thierry außerordentlich willkürlich und falsch übersetzt. So erzählt z. B. Thierry-Burckhardt: „Hier saß ein edler Hunne, namens Berich, ein einflußreicher Mann, der mehrere Dörfer im Hunnenreiche besaß.“ Priskus weiß weder von dem Hunnen noch von den Dörfern etwas. Er erwähnt kurzweg, daß neben die oströmischen Gesandten ein angesehenener Mann, namens Berich, zu sitzen kam, und die ganze Art der Erwähnung weist, wie schon der Name Berich besagt, darauf hin, daß der Mann kein Hunne war. Wietersheim schrieb, mit Hinweglassung der Dörfer: „Hier saß ein edler Hunne, namens Berich, obenan.“ Und Dahn? Er setzt hinter den Hunnen ein Fragezeichen, und hinter Berich schreibt er in Klammer: ein gothischer Name D. Konnte er nicht hier wie an so vielen andern Stellen ändern? Wäre das etwa eine Verletzung der Pietät gegen den ursprünglichen Verfasser des Buches gewesen? — Wir könnten noch eine ganze Reihe solcher Übersetzungsfehler und Mißverständnisse Wietersheims anführen, die auch in der neuen Ausgabe stehen geblieben sind, wenn wir nicht fürchten müßten, die Geduld der Leser zu ermüden.

Zu bedauern bleibt also — um unser Urteil kurz zusammenzufassen — daß Dahn, der, wie kaum ein anderer zu dieser Aufgabe befähigt war, nicht das ganze

Buch so weit umgearbeitet hat, daß es als sein Werk erscheinen konnte, sondern daß er es dabei bewenden ließ, überall Flecken aufzusetzen und Änderungen vorzunehmen, die das Buch wohl brauchbarer, aber doch nicht zu dem gemacht haben, was der Verleger sicherlich beabsichtigt hat.

Russische Wandlungen. Neue Beiträge zur russischen Geschichte von Nikolaus I. zu Alexander III. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Dunder und Humblot, 1882.

Was der ungenannte Verfasser des unlängst erschienenen Buches „Berlin und St. Petersburg. Preussische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen“ beabsichtigte: den Glauben an Rußland möglichst zu zerstören und alle die Demütigungen aufzuzählen, welche Preußen während der Zeit der russisch-preussischen Intimität zu erleiden gehabt hat, dieser Aufgabe unterzieht sich auch die vorliegende neue Publikation. Wir rechnen hierher vor allem den dritten Abschnitt, der eine Erinnerung an das Lustlager von Kalisch enthält, dem noch Louis Schneider in seinen Denkwürdigkeiten ein Denkmal gesetzt hat. Im Gegensatz zu den Hymnen, welche die preussischen Unterthanen auf jene Vereinigung preussischer und russischer Truppen sangen, steht eine russische Erzählung, welche ein russischer Offizier Tschernyschew in jenen Tagen dichtete. Diese Erzählung, überschrieben: „Soldatenerzählung von den beiden Zaren, dem russischen und dem deutschen, und davon, wie der russische Zar den deutschen an Pracht übertraf und wie großmütig er mit ihm verfuhr,“ ist in einer Petersburger Zeitschrift im Jahre 1872 veröffentlicht worden und bisher der Aufmerksamkeit unsrer einheimischen Propheten der russisch-preussischen Interessensolidarität merkwürdigerweise entgangen. In dieser Dichtung wird Friedrich Wilhelm III. aufs gehässigste verunglimpft. Bezeichnend ist es überdies, daß Kaiser Nikolaus, der doch an der Stelle des Lustlagers von Kalisch in perpetuum rei memoriam einen Obelisken errichten ließ, den Verfasser jenes Spottgedichtes auf den kaiserlichen Schwiegervater und Gast zum Flügeladjutanten beförderte und mit einem Gnadengehalte bedachte.

Der erste Artikel unsres Buches, „Kaiser Nikolaus und die Julirevolution,“ weist nach, daß es Preußens Verdienst war, wenn 1830 der Zar nicht an den Bürgerkönig Louis Philipp den Krieg erklärte. Der zweite erörtert ausführlich die polnisch-russischen Ausöhnungsversuche und das Verhältnis, in welchem heute Polen zu der nihilistischen und panslavistischen Bewegung steht. Im vierten werden die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Rußlands eingehend geschildert. Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit der Regierung Alexanders III. und der Verwaltung Ignatjew's.

Das Bild, welches der wohlbewanderte Verfasser von den inneren Zuständen Rußlands entwirft, ist trübe genug. Darnach steht das Reich vor einer großen Katastrophe, die über kurz oder lang eintreten muß und die durch den Versuch, sie durch eine auswärtige Aktion hinauszuschieben, nur beschleunigt werden könnte.

Lessings Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten und die oberste Stufe höherer Lehranstalten bearbeitet und erläutert von Dr. W. Cosack. Dritte, mehrfach verbesserte Auflage. Berlin, Haude und Spener, 1882.

Der im Oktober 1879 verstorbene Heidelberger Archäolog, Professor Stark, schreibt in seiner unmittelbar vor seinem Tode noch gedruckten „Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst“ S. 210 wörtlich folgendes: „Die jetzt beliebte Weise, Lessings Laokoon auf den Schulen, selbst auf nicht humanistischen

Schulen zu lesen, zu kommentieren an der Hand populärer Schulausgaben und damit zu vermeinen sei eine Einführung in die bildende Kunst überhaupt, speziell die antike gegeben, ist eine große Verkehrtheit. Die wirklich nützliche Lektüre des Laokoon kann nur auf der Universität geschehen, mit Leuten freieren, auch einem Lessing gegenüber regen kritischen Sinnes, mit den literarischen und archäologischen dazu notwendigen Hilfsmitteln und unter der Leitung eines in der antiken Kunst selbst, nicht bloß in einiger Literatur über Kunst bewanderten Archäologen.“

Schön ist das gerade nicht gesagt; der deutsche Ausdruck war stets eine schwache Seite des trefflichen Stark. Aber begreiflich ist es, wie er zu diesem zornigen Verdikt gekommen ist: die ganze Stelle ist offenbar direkt auf Cosack's Laokoonausgabe gemünzt, wenngleich diese nicht ausdrücklich genannt ist. Angesichts dieses Buches, namentlich der beiden ersten Auflagen desselben, konnte man sich allerdings veranlaßt sehen zu sagen: Wenn ein Schulmann es für nötig hält, den Laokoon in solcher Weise für die Zwecke der Schule zu „bearbeiten“ und mit solchen überall nur nach dem Thesaurus, nirgends nach der Quelle schmeckenden „Erläuterungen“ zu begleiten, dann mögen doch lieber die Schuljungen den Laokoon in Frieden lassen, dann gehört er überhaupt nicht auf die Schule.

Glücklicherweise hat es wohl nicht ganz an Lehrern gefehlt, die, auch ehe Blümmers große kritische und erklärende Ausgabe des Laokoon erschienen war (1876, die zweite, wesentlich bereicherte Ausgabe 1880), ihren Schülern noch etwas besseres und gründlicheres zu bieten imstande waren, als es Cosack bei allem redlichen Willen vermochte. Dünm gesät werden sie freilich gewesen sein, denn gewiß die wenigsten Deutschlehrer an unsern höheren Lehranstalten kommen von der Archäologie und Kunstgeschichte her; die meisten sind von Hause aus Germanisten, klassische Philologen, Theologen, und für solche dürfte es allerdings keine leichte Aufgabe sein, den Laokoon in der Schule wirklich fruchtbringend zu behandeln. An den Schülern aber — und hierin müssen wir Stark entschieden widersprechen — würde es ganz gewiß nicht liegen, wenn es nicht gelänge. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, was für ein großer Unterschied sein soll zwischen einem Primaner, der vor dem Abiturientenexamen steht, und einem Studenten, der es eben bestanden hat. Der erstere wird dem letzteren an Geistesfreiheit und kritischem Sinne schwerlich viel nachgeben.

In der vorliegenden dritten Auflage (der Herausgeber nennt sie die „dritte mehrfach verbesserte,“ als ob er schon zwei mehrfach verbesserte vorher besorgt hätte; wir sind so freundlich gewesen, oben im Titel des Buches das fehlende Komma einzusetzen) hat sich Cosack natürlich — oder vielmehr „selbstredend“ — die inzwischen erschienene Ausgabe Blümmers zu Nutze gemacht und hat die zahlreichen örtlichen Mängel und Gebrechen, an denen die beiden früheren Auflagen seines Buches litten, beseitigt. Die ganze Konstitution des Buches aber ist dieselbe geblieben, wie denn auch immer noch als Motto auf seinem Titelblatte der augurhaft weise Ausspruch von Gervinus prangt: „Ich glaube warnen zu müssen, daß man Lessing je leichtsinnig widerspreche.“ Wir für unsern Teil würden, wenn wir Deutschlehrer an einem Gymnasium wären, jeden Primaner dem Spott der Klasse preisgeben, der Cosack's Buch mit zur Schule bringen wollte; geradezu bedauern aber würden wir denjenigen Lehrer, der sich damit begnügen wollte, sich auf die Klassenlektüre des Laokoon aus Cosack's Buche vorzubereiten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. S. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Meuditz-Leipzig.